

## **"Bewussthaltung und bindende Überwachung" Martin Meyers Studie zu den Tagebüchern Thomas Manns**

In: *Basler Zeitung* 22. Okt. 1999;

von Silvia Henke

Eine Autobiographie hätte er nie schreiben können, der Zauberer, wie ihn seine Familie halb zärtlich, halb spöttisch nannte. Warum nicht? Weil er sein Leben zu wenig liebte, so Thomas Manns Antwort *coram publicum* bei einem Vortrag 1950 in Chicago. Weil in einer Autobiographie bei ihm zu vieles auf eine Fälschung hinausgekommen wäre, mutmasst sein Biograph Martin Meyer zurecht. Denn eine Autobiographie ist, ganz im Unterschied zum Tagebuch, oftmals von hinten geschrieben, von einer feststehenden und insgesamt positiven Lebensbilanz aus. Mann hat dafür selber ein Exempel gegeben, als er 1936 für ein amerikanisches Publikum einen „Lebenslauf“ verfasste, in welchem er ein bis ins letzte Detail gerundetes Bild einer gelungenen bürgerlichen Literatenexistenz zeichnet. Solche Rundungen und Stimmigkeiten lassen sich im Tagebuch nicht herstellen. Man lese nur einmal die letzten Sätze, die Mann wenige Tage vor seinem Tod am 29. Juli 1955 im Kantonsspital in Zürich notierte: „Lasse mir’s im Unklaren, wie lange das Dasein währen wird. Langsam wird es sich lichten. Soll heute etwas im Stuhl sitzen. - Verdauungssorgen und Plagen.“ Allein diese Eintragung eröffnet das Dilemma, das sich dem späten Tagebuchleser stellt: wäre der erste Teil der Eintragung nur der wahre, der wichtige, der überlieferungswürdige? Wohin denn aber mit Verdauungssorgen und Plagen, wohin mit der lapidaren und oft verzweifelten Banalität der Tage und Befindlichkeiten, die der strenge Diarist immer mitverzeichnet? Und was tun mit dem intrikaten Reiz der Indiskretion, der jede Lektüre intimer Aufzeichnungen begleitet? Der an Legendenbildung interessierte Leser wird diskret über die peinliche Registratur körperlicher Zustände und geistiger Leere hinwegsehen. Manns letzter Satz soll dann, ganz im Sinn des Künstlers als Aufklärer und Goetheverehrer gelautet haben: „Langsam wird es sich lichten“. Doch Manns Tagebücher waren eben kein literarisches Projekt und sie dienen nicht der Legendenbildung für einen „grossen Künstler“, als der Mann zeitlebens gelten wollte und galt. Sie sind authentisch, das heisst, im Rhythmus der Tage verfasst und verzeichnen auf 4000 Druckseiten Fülle und Leere des Tagebuchschreibers, Heroisches und Peinliches, Epiphanien und Gültiges, Glanz und Qual: „War nicht das

ganze Leben peinlich. Es gab wohl selten ein solches Ineinander von Qual und Glanz“ notiert er im September 1953. Ohne ihnen literarischen Wert zuzuerkennen, hat Mann die Tagebücher dennoch für eine spätere Publikation vorgesehen: „Es kenne mich die Welt, aber erst, wenn alles tot ist (...) heitere Entdeckungen dann“, notierte er 1950. Alles wollte er dennoch nicht für spätere Entdeckungen nachlassen. 1945 verbrannte er gemäss einem lange gefassten Plan sämtliche Tagebücher vor 1933, nur die Jahre 1918/1919 liess er bestehen. Zu viel Peinliches, zu viel Geheimes, zu viel - aus der Perspektive des 70jährigen - „abgelebte Zeit“ hätten die frühen Tagebücher enthalten. Aus späteren Notizen lässt sich schliessen, dass es sich bei dem zensurierten Leben nicht so sehr um seine fragwürdigen politischen Haltungen handelt, sondern in erster Linie um den tabuisierten homoerotischen Trieb und um seine homosexuellen Beziehungen. Entsprechend schockiert reagiert er 1951 bei der Lektüre von André Gides *journal*, in welchem er in der Offenlegung seines Trieblebens “entschieden zu weit gegangen” sei. Nicht das ganze Leben also, nicht die letzte Intimität sind der Nachwelt in Form der Tagebücher Manns überliefert. Aber immerhin zehn Bände, 4000 Druckseiten lückenlose Aufzeichnungen von 1933 bis 1955 und ein Band von 1918-1921, in einer philologisch einwandfreien Edition mit aufwendigem Anmerkungs- und Register, besorgt von Peter de Mendelsohn (Bd. 1-V) und Inge Jens (Bd. VI-X).

Während sich die Germanistik weitgehend einig ist, dass Briefe und Tagebücher kanonisierter Schriftsteller möglichst vollständig der Publikation zugeführt werden müssen (und dafür nicht wenig Geld aufwendet), gibt es keinerlei methodisch innovativen Vorschläge, wie und warum diese persönlichen Dokumente eines Schriftstellers in ihrer seltsamen Stellung zwischen Werk und Leben zu gebrauchen wären. Es kann deshalb auch nicht erstaunen, dass die erste umfassende Studie zu Manns Tagebüchern nicht aus der universitären Thomas Mann Forschung kommt, sondern von Martin Meyer, dem Feuilletonisten und Essayisten. Was ihn interessiert, ist der ebenso schlichte wie komplizierte Akt der Selbstwahrnehmung Manns im “stillen Medium seiner Egomanie”. Wider die Annahme, dass die Kunst alles, das Leben nichts sei, geht es Meyer um eine Offenlegung der Zusammenhänge zwischen einem äusserlich erfüllten, erfolgreichen Schriftstellerleben, dem keine Ehrung vorenthalten blieb und einer diaristisch geführten Existenz, deren Lebensmelodie, die einer „genauer zu bestimmenden Defizienz“ geblieben ist. Die Sorge, die ja vielleicht der Grundantrieb jedes Tagebuchs ist, wäre die Sorge des bürgerlichen Künstlers, wie die äussere und die innere Existenz sich zusammenspannen lassen, ob der Erfolg und die ganze bürgerliche Pracht, die er mit sich brachte, dem tatsächlichen literarischen Erfolg und einer ästhetisch gelungenen Existenz entspricht. Diese Sorge ist echt und quälend bis zu Manns Tod;

gerade die Tagebücher von 1950-55 dokumentieren eine quälende Diskrepanz zwischen künstlerischem Zweifel (vor allem bei der Abfassung des Felix Krull) und der Satisfaktion durch den Erfolg und die Ehrungen, die Mann in diesen Jahren überhäufen. Eine zentrale Frage in den Tagebüchern, die Meyer präzise und schonungslos herausarbeitet, ist mithin, inwiefern der Repräsentant, der Mann auf allen Ebenen war, im Medium des Tagebuchs jene Authentizität der Selbstbeobachtung findet, auf die er in seinem Werk bis zur Unberührbarkeit verzichtet hat. Diese Frage stellt er einerseits in den Zusammenhang einer spezifischen Künstlerpsychologie, andererseits in den Zusammenhang des Werks und des öffentlichen Wirkens von Mann. Wenn er nach der Selbstwahrnehmung und Authentizität Manns forscht, sucht er aber weder den aufrichtigen noch den guten Menschen. Der wäre in diesen Tagebüchern, die über weite Teile von erschreckender menschlicher Kälte und Gleichgültigkeit sind, auch nicht zu finden. Würde man den Literaturnobelpreis, den Mann 1929 erhalten hat, aufgrund heute gültiger Kriterien nochmals verteilen, er stünde Viktor Klemperer zu und nicht ihm, dem eine aufwendige Ausstattung seines Interieurs wichtiger war als ein humanistisches Engagement, bisweilen - und das ist noch bitterer - auch wichtiger als die persönliche Wahrheit seiner Stoffe. Die Blasiertheit, mit welcher Mann in seinem amerikanischen Exil in Princeton die Accessoires seines Wohlstandes über die Katastrophe der Weltgeschichte triumphieren lässt, sein peinlich gestelztes Berührtsein über den Selbstmord von Sohn Klaus, den er mehr als Störung denn als persönlichen Schlag verzeichnet oder auch die Anhänglichkeit an seinen „zarten Pudel“ Niko, der ihm neben unerreichbaren schönen Jünglingen den einzigen Bezug zum Kreatürlichen bedeutet, während ihn die Atombombe über Japan vor allem in kriegstechnischer Hinsicht interessiert - das und vieles mehr in seinen Aufzeichnungen dient nicht eben dazu, das Bild des Schriftstellers als Mensch zu adeln. Meyer übersieht das Menschenfeindliche des Diaristen nicht, sein Blick ist streng, aber ohne jede Polemik. Denn ihn interessiert es nicht - und das ist das Wohltuende dieser Studie - aus den Tagebüchern ein Persönlichkeitsbild herauszuschälen, gefertigt nach den Massgaben des politisch Gradlinigen und menschlich Gerechten. Meyer interessiert, inwiefern Thomas Mann als Schriftsteller sich selber gerecht wird. Deshalb muss er weder anklagen noch verteidigen, er kann registrieren und Linien aufzeigen, die von diesem nicht sehr noblen Charakter dennoch zu einem unverkennbaren Werk führen. Diese Linien spannen sich aber nicht ohne weiteres zwischen Person und Werk. So sieht man unter Meyers Regie den alternden Künstler im Tagebuch selber beim Versuch, Kohärenzen zu stiften, er will ein Lebenswerk, eine ästhetisch gerechtfertigte Existenz, er sucht den grossen Zusammenhang zwischen persönlicher Lebenszeit und Weltgeschichte wie er als

Diätethiker die körperlichen Bedingungen seiner geistigen Existenz erforscht. Er glaubt, wie auch alle seine Deutungen von Goethe, Wagner, Tolstoi und Nietzsche zeigen, an „die vollkommene Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Lebenswerks“, sonst hätte er diese Tagebücher, die für ihn eben zum „Ganzen“ gehören, nicht hinterlassen. Aber, und das ist das Grossartige, das Meyers Studie zu Tage fördert, als Amalgam von Gegenläufigem untergräbt das Tagebuch genau diesen Anspruch auf den „grossen Bogen“. Notate im Stil von „neue Hausjacke angelegt. Strassburg bedroht“, leisten die Synchronie von Lebenszeit und Weltgeschichte nicht, sie zeigen in erster Linie den Zwang, eine Art Doppelschicksal zu beschwören. Dieser Zwang ist bisweilen belustigend, bisweilen dramatisch, bisweilen nur einfach traurig. Denn gerade die Weltgeschichte mit ihrem politischen Chaos haben für Mann nicht den Hintergrund gegeben, den er als bürgerlicher Künstler, der seine Stoffe einer heiter ordentlichen Welt abringen wollte, gebraucht hätte. Immer schwerer fällt es ihm, die eigene Lebenszeit in ein geschichtliches Kontinuum einzuspannen. Deshalb sind auch die politischen Kommentare des Tagebuchs eine Chronik changierender Positionen, die Meyer mit Manns öffentlichen Reden peinlich genau konfrontiert. Was herauskommt, ist nicht der selbstlos wache Kritiker, als der er sich gerne präsentiert hat, sondern ein müder Künstler, der das „lästige Politikum“, das sich in den 30er und 40er Jahren zwischen ihm und sein Publikum gestellt hat, am liebsten beiseite geräumt hätte. Das Unpolitische bei Mann, auch das fördert Meyers Studie zu Tage, findet nach den „Betrachtungen“ in den einzig erhaltenen Tagebüchern vor 1933, jenen von 1918-1921, eine Fortsetzung, aber auch eine Modifikation, weil es an die täglichen Ereignisse und Stimmungen gebunden bleibt. Dort kann es denn nicht nur um das Ewige und Schöne gehen, dort spielt die Politik wenigstens insofern ins Leben hinein, als der Künstler registrieren muss, wo er in seiner Existenz bedroht wird.

Wie lautet nun also die Bilanz, die Mann mit diesem Tagebuch, als Ort des Prüfens, „im Sinne der Rechenschaft, Rekapitulation, Bewussthaltung und bindenden Überwachung“ immer wieder ziehen wollte, wenn so vieles ins Peinliche und Widersprüchliche hinüberspielt? Man muss die Frage ernst nehmen, so ernst, wie Meyer das tut, wenn man nicht einfach an moralischen Urteilen, sondern am Zusammenhang von Biographik und Existenz interessiert ist. Dann ist ein Resultat dieser Studie, dass die Tagebücher von Mann als *Versuch* einer gelungenen Selbstführung zu lesen sind, gleichzeitig als Dokumente, die das Misslungene zwar nicht offenbaren, aber als das, was sich auch im Tagebuch der Eigenregie entzieht, immer wieder anders zur Kenntnis geben.

Martin Meyer, Tagebuch und spätes Leid. Über Thomas Mann. München (Carl Hanser Verlag) 1999, 298 S., Fr.?